



PHILIPPA  
GREGORY

AN  
DUNKLE  
WASSERN

ROMAN



KNAUR 

**PHILIPPA  
GREGORY**

**AN DUNKLEN  
WASSERN**

**ROMAN**

Aus dem britischen Englisch  
von Ute Brammertz

# Über dieses Buch

An einem Mittsommerabend des Jahres 1670 betritt ein wohlhabender Mann einen schäbigen Laden am Südufer der Themse: James Avery ist auf der Suche nach der Frau, die seinetwegen vor 21 Jahren beinahe als Hexe verbrannt worden wäre – und nach ihrem gemeinsamen Sohn Rob. Doch Alinor ist alles andere als erfreut, ihn zu sehen, und Rob ist nicht da. Kurz darauf muss Alinor einen weiteren unwillkommenen Gast empfangen: Die junge Venezianerin behauptet, Robs Witwe zu sein. Will Alinor ihrer merkwürdigen Geschichte auf den Grund gehen, bleibt ihr keine andere Wahl, als sich mit James zu verbünden ...

# **Inhaltsübersicht**

**Mittsommerabend, 1670, London**

**Anmerkung der Autorin**

*Reekie Wharf, Southwark, London, Mittsommerabend*

*Lieber Ned, mein liebster Bruder,*

*ich muss Dir schreiben, weil wir einen Brief ~~von Robs Frau~~  
aus Venedig erhalten haben.*

*Es sind schlechte Nachrichten. ~~Die schlimmsten~~  
~~Nachrichten.~~ Sie schreibt, dass Rob ~~ertrunken und tot~~  
ertrunken ist. Robs ~~Frau~~ Witwe sagt, sie wird mit seinem  
Säugling nach England kommen. Ich schreibe Dir jetzt, ~~weil~~  
~~ich es nicht glauben kann~~ weil ich weiß, dass Du es auf der  
Stelle erfahren wollen würdest. Aber ich weiß nicht, was  
ich schreiben soll.*

*Ned - Du weißt, ich würde es spüren, wenn mein Sohn tot  
wäre.*

*Ich weiß, dass er ~~es nicht ist~~ lebt.*

*Ich schwöre Dir bei meiner Seele, dass er lebt.*

*Ich werde wieder schreiben, sobald sie eingetroffen ist und  
uns mehr erzählt hat. ~~Du wirst sagen~~ Ich glaube, Du wirst  
sagen, dass ich mich selbst belüge - dass ich die Nachricht  
nicht ertragen kann und mir einrede, alle außer mir sind im  
Unrecht.*

*~~Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht wissen. Aber ich glaube~~  
~~doch, dass ich es weiß.~~*

*Es tut mir leid, dass ich so ~~einen schlimmen~~ einen  
traurigen Brief schreiben muss. Es ist unmöglich, dass er*

*tot ist und ich es nicht weiß. ~~Ich hätte es gespürt, es ist unmöglich, dass er ertrunken ist.~~*

*Wie ist es möglich, dass ich aus tiefem Wasser hochgekommen bin, und einundzwanzig Jahre später soll es ihn unten behalten?*

*In Liebe, Deine Schwester Alinor.*

*Natürlich bete ich darum, dass es Dir gut geht. Schreib mir.*



*Mittsommerabend, 1670, London*

**D**as baufällige Lagerhaus stand auf der falschen Flusseite, dem Südufer. Hier drängten sich die Häuser dicht an dicht, und die kleinen Boote entluden ein lächerliches bisschen Fracht für wenig Profit. Der Reichtum Londons fuhr an ihnen vorüber, segelte flussaufwärts zu dem halb fertigen Custom House, dem Zollhaus, dessen cremefarbene Steinfassade breit am schnell dahinströmenden Fluss stand. Es sah aus, als wolle es jeden Tropfen des aufgewühlten, dreckigen Wassers besteuern. Die größten Schiffe glitten, im Gefolge eifriger Schleppkähne, an den kleinen Pieren vorüber, als wären die Kais nichts als Strandgut, Stöcke und Kopfsteine, die an Ort und Stelle verrotteten. Zweimal am Tag ließ sogar die Flut sie im Stich, sodass Uferdämme aus stinkendem Schlamm und Piere mit unkrautbewachsenen Rampen, die wie alte Knochen aus dem Wasser ragten, zurückblieben.

Dieses Lagerhaus und alle anderen, die wie achtlos ins Regal gestellte Bücher daran lehnten und sich am Uferdamm aneinanderreiheten, sehnten sich nach dem Reichtum, der mit dem neuen König auf dem Schiff, das einst Oliver Cromwells gewesen war, ins Land segelte. Ein Land, das einst frei gewesen war. Diese armen Kaufleute,

die mithilfe des Handels auf dem Fluss ein kümmerliches Dasein fristeten, hörten viel von dem neuen König und seinem prächtigen Hof in Whitehall. Doch seine Rückkehr an die Macht hatte ihnen nichts eingebracht. Nur ein einziges Mal hatten sie ihn gesehen, als er vorübersegelte, das Schiff voller flatternder königlicher Fähnchen, ein einziges Mal und dann nie wieder: nicht hier unten, am südlichen Flussufer, im Osten der Stadt. An diesen Ort kam man nicht. Es war ein Ort, den man verließ. Hier war noch niemals eine vornehme Kutsche oder ein edles Pferd gesichtet worden. Der zurückgekehrte König hielt sich im Westen der City auf, umgeben von aristokratischen Günstlingen und adeligen Huren, allesamt auf freizügiges Vergnügen aus, von Fortuna aus ihrer Misere gerissen, ohne dass auch nur einer von ihnen dieses glückliche Los verdient hätte.

Doch das kleine Lagerhaus hielt an den alten puritanischen Prinzipien von harter Arbeit und Sparsamkeit fest, genau wie sich die Häuser am Hafendamm festhielten: So dachte der Mann, der davorstand und zu den Fenstern hochstarrte, als hoffe er, einen Blick auf jemanden im Innern zu erhaschen. Sein brauner Anzug war ordentlich, die weiße Spitze an Kragen und Manschetten bescheiden in diesen Zeiten modischer Exzesse. Sein Pferd stand geduldig hinter ihm, während er die unscheinbare Fassade des Lagerhauses musterte - den Flaschenzug an der Wand und die beiden weit offen stehenden Torflügel. Dann

wandte er sich um zum trüben Fluss und sah den Hafenarbeitern dabei zu, wie sie einen angelegten Lastkahn entluden, wobei sie sich schwere Getreidesäcke zuwarfen, einer zum anderen, während sie einen monotonen Singsang anstimmten, um im Takt zu bleiben.

Der Gentleman auf dem Hafendamm fühlte sich hier ebenso fremd wie auf seinen seltenen Besuchen bei Hofe. In diesem neuen England schien es überhaupt keinen Platz mehr für ihn zu geben. In den glitzernden Palästen war er eine unelegante Mahnung an eine heikle Vergangenheit, wo ihm höchstens mit einem schnell wieder vergessenen Versprechen auf den Rücken geklopft wurde, bevor man ihn verabschiedete. Doch hier auf dem Hafendamm in Bermondsey stach er noch viel mehr als Fremder hervor: ein reicher Müßiggänger, eine stumme Erscheinung unter dem ständigen Kreischen des Flaschenzugs, dem Grollen rollender Fässer, den geschrienen Befehlen und den schwitzenden Hafenarbeitern. Bei Hofe stand er einem gedankenlosen Reigen des Vergnügens im Weg, war er den Menschen zu freudlos. Hier stand er dem Fortgang der Arbeit im Weg, wo Männer keine Individuen waren, sondern sich im Einklang bewegten, jeder ein Rädchen im Getriebe. Seiner Meinung nach war die Welt kein Ganzes mehr, sondern hatte sich entzweit in Land und Hof, Gewinner und Verlorene, Protestanten und Ketzer, Royalisten und Anhänger des Parlaments, die

ungerechterweise Gesegneten und die zu Unrecht Verdammten.

Seine eigene Welt aus selbstverständlich hingenommenem Luxus - heißes Wasser in einem Porzellankrug im Schlafgemach, am Morgen für ihn herausgelegte saubere Kleidung, Dienstboten, die alles erledigten - wirkte hier sehr fern. Und doch musste er diese fremde Sphäre betreten, um das von ihm verübte Unrecht aus der Welt zu schaffen, um eine brave Frau glücklich zu machen, um die Wunden seines eigenen Versagens zu heilen. Wie der König war er zum Zweck einer Restauration gekommen.

Er band sein Pferd an den Eisenring eines Pfostens, trat an den Rand des Kais und blickte in den Lastkahn mit dem flachen Boden, der schwer auf der Rampe neben dem Kai auflag.

»Woher kommt Ihr?«, rief er zu dem Mann hinunter, den er für den Kapitän des Bootes hielt, da er das Entladen beaufsichtigte und die Säcke in einem Hauptbuch abhakte.

»Von der Insel Sealsea in Sussex«, erwiderte der Mann gedehnt in dem alten, vertrauten Dialekt. »Der beste Weizen in ganz England, Weizen aus Sussex.« Er blinzelte nach oben. »Seid Ihr zum Kaufen da? Wollt Ihr in Sussex gebrautes Ale? Oder gepökelten Fisch? Haben wir alles da.«

»Ich bin nicht zum Kaufen da«, antwortete der Fremde. Ihm hämmerte das Herz in der Brust bei der Erwähnung

der Insel, die einst sein Zuhause gewesen war: *ihr* Zuhause.

»Nee, natürlich nicht. Ihr seid für ein Tänzchen im Ballsaal der Damen hier, was?«, scherzte der Kapitän, und einer der Hafendarbeiter lachte schallend, als der Gentleman sich aufgrund dieser Unverschämtheit abwandte und wieder zu dem Haus hochblickte.

Es stand an der Ecke einer Zeile aus heruntergekommenen dreistöckigen Lagerhäusern, die aus Planken und dem Holz ehemaliger Schiffe erbaut waren, das wohlhabendste einer ärmlichen Reihe. Weiter unten am Kai, wo das Flüsschen Neckinger in einem dreieckigen Wasserwirbel in die Themse mündete, stand ein Galgen mit einem vor langer Zeit Erhängten, dessen verblichenes Gerippe von ein paar Stoffetzen zusammengehalten wurde. Ein Pirat, dessen Strafe der Strang gewesen war und der dort als Mahnmal für andere hängen gelassen wurde. Der Gentleman erschauerte. Für ihn war es unvorstellbar, wie die Frau, die er einst gekannt hatte, in Hörweite der quietschenden Kette des Galgens leben konnte.

Ihr blieb keine andere Wahl, das wusste er, und sie hatte mit dem Kai das Bestmögliche erreicht. Das Lagerhaus war offenkundig ausgebessert und umgebaut worden. Jemand hatte die Kosten und Mühen auf sich genommen, an der einen Ecke des Hauses ein kleines Türmchen zu errichten, das auf die Themse und den Neckinger hinausging. Sie

konnte aus der Glastür treten und von einem kleinen Balkon aus nach Osten blicken, flussabwärts in Richtung Meer, oder nach Westen, flussaufwärts zur Londoner City. Sie konnte das Fenster öffnen, um dem Geschrei der Möwen zu lauschen und zu beobachten, wie die Flut unter ihrem Fenster anschwell und absank und die Waren am Kai eintrafen.

Vielleicht erinnerte es sie an ihr Zuhause, vielleicht saß sie an manchen Abenden da, wenn der Nebel den Fluss hinaufstieg und den Himmel so grau wie das Wasser färbte, und dachte an andere Abende und das Donnern des sich drehenden Rads der Gezeitenmühle. Vielleicht blickte sie quer über den unruhigen Fluss nach Norden, über die schmale Gasse aus Kerzenmachern und Lebensmittelhändlern, vorbei an den Marschlandschaften, wo die Meeresvögel unter Geschrei kreisten. Vielleicht stellte sie sich die Hügel des Nordens vor und den weiten Himmel über dem Anwesen eines Mannes, den sie einst geliebt hatte.

Der Gentleman trat an die Eingangstür des Lagerhauses, das offensichtlich Heimstatt, Geschäft und Lagerraum in einem war. Dann hob er den Elfenbeingriff seiner Reitgerte und klopfte laut an. Er wartete, vernahm den Widerhall von nahenden Schritten auf hölzernen Flurdielen, dann ging die Tür auf, und ein Dienstmädchen in einer verdreckten Arbeitsschürze stand vor ihm. Entgeistert starrte es auf das

seidige Fell seines französischen Zylinders und die auf Hochglanz polierten Stiefel.

»Ich möchte gern ...« Hier war er nun, doch auf einmal kam ihm in den Sinn, dass er gar nicht wusste, welchen Namen sie benutzte, und auch nicht den Namen des Lagerhausbesitzers kannte. »Ich möchte die Dame des Hauses sprechen.«

»Welche?«, wollte sie wissen und wischte eine schmutzige Hand an ihrer Sackleinenschürze ab.

»Mrs Reekie oder Mrs Stoney?«

Beim Namen ihres Ehemannes und der Erwähnung ihrer Tochter stockte ihm der Atem. Wenn es ihn derart mitnahm, nur von ihr zu hören, wie würde er sich dann erst bei ihrem Anblick fühlen? »Mrs Reekie«, erwiderte er, etwas gefasster. »Sie ist es, die ich sprechen möchte. Ist Mrs Reekie zu Hause?«

Der Spalt der Haustür wurde breiter, auch wenn sie die Tür nicht öffnete, um ihn eintreten zu lassen. Es war, als hätte sie noch niemals einen Besucher eingelassen. »Wenn es um eine Fracht geht, solltet Ihr ans Hoftor gehen und mit Mrs Stoney sprechen.«

»Es geht um keine Fracht. Ich möchte Mrs Reekie einen Besuch abstatten.«

»Warum?«

»Würdet Ihr ihr Bescheid geben, dass ein alter Freund da ist und sie sehen möchte?«, erwiderte er geduldig. Seinen Namen zu nennen, wagte er nicht. Ein silbernes

Sixpencestück wanderte von seinem Reithandschuh in die von der Arbeit schmutzige Hand der jungen Frau. »Bitte richtet ihr aus, sie möge mich empfangen«, wiederholte er. »Und schickt den Knecht, damit er mein Pferd in den Stall bringt.«

»Einen Knecht haben wir nicht«, antwortete sie, ließ die Münze jedoch in ihrer Schürze verschwinden und musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Bloß den Fuhrmann, und es gibt nur den Stall für das Pferdegespann und einen Hof, wo wir die Fässer lagern.«

»Dann sagt dem Fuhrmann, er soll mein Pferd in den Hof bringen«, wies er sie an.

Sie öffnete die Haustür gerade so weit, dass er eintreten konnte, und ließ sie offen stehen, sodass die Männer auf dem Hafendamm sehen konnten, wie er verlegen in der Diele stand, den Hut in der einen Hand, Reitgerte und Handschuhe in der anderen. Sie ging wortlos an ihm vorbei zur Hintertür, von wo aus sie rief, jemand solle das Hoftor öffnen - nicht für eine Lieferung, sondern bloß für einen Mann, der sein Pferd nicht auf dem Hafendamm stehen lassen wolle. Peinlich berührt sah er sich in der Diele um, betrachtete die Holztüren mit ihren zum Schutz vor Flutwasser erhöhten Steinschwellen, die schmale Holzterasse, den einzelnen Stuhl und wünschte sich von ganzem Herzen, er wäre nie hergekommen.

Er hatte damit gerechnet, dass die Frau, der er den Besuch abstattete, viel ärmer war. Er hatte sich ausgemalt,

wie sie aus einem Fenster am Hafendamm Arznei verkaufte und den Ehefrauen von Matrosen und Kapitänshuren bei ihren Geburten beistand. So oft hatte er sie vor seinem inneren Auge in Not gesehen, wie sie Flicker auf die Kleidung des Kindes nähte, wie sie sich selbst zurückhielt, um ihm eine Schüssel Haferbrei anbieten zu können, händeringend auf Arbeitssuche, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Er hatte sie sich so vorgestellt, wie er sie früher gekannt hatte - eine arme, aber stolze Frau, die jeden Penny verdiente, den sie konnte, jedoch niemals bettelte. In seiner Vorstellung war dies vielleicht eine Art Pension am Hafendamm gewesen, und er hatte gehofft, sie würde dort als Haushälterin arbeiten. Er hatte darum gebetet, dass sie zu nichts Schlimmerem gezwungen war.

Jedes Jahr hatte er ihr einen Brief geschrieben, in dem er ihr alles Gute wünschte und ihr versicherte, dass er immer noch an sie dachte, mit einer Goldmünze unter dem Siegel. Geantwortet hatte sie allerdings nie. Er wusste noch nicht einmal, ob sie die Post jemals erhalten hatte. Er gestattete sich niemals, das kleine Lagerhaus am Fluss aufzusuchen, hatte sich noch nicht einmal erlaubt, mit einem Boot flussabwärts zu fahren und nach ihrer Tür Ausschau zu halten. Er hatte Angst davor gehabt, was er sehen könnte. Doch in diesem Jahr, in diesem besonderen Jahr, genau in diesem Monat und an diesem Tag, war er dann tatsächlich hergekommen.

Das Dienstmädchen kehrte in die Diele zurück und schlug die Haustür zum Schutz vor dem Lärm und dem grellen Licht des Hafendamms zu, sodass er das Gefühl hatte, endlich ins Haus eingelassen worden zu sein – und nicht einfach nur in der Diele abgeliefert wie ein Ballen Waren.

»Wird sie mich empfangen? Mrs Reekie?«, fragte er.

Bevor sie antworten konnte, ging eine weitere Tür auf, und eine Frau um die dreißig trat auf den Flur. Sie trug das dunkle, ehrbare Gewand einer Kaufmannsgattin und darüber eine einfache Arbeitsschürze, die eng um ihre Taille gebunden war. Ihr Kragen war von bescheidener Höhe, schlicht und weiß, gar nicht nach der extravaganten Mode der Zeit. Das goldbraune Haar trug sie zurückgekämmt und beinahe vollständig unter einer weißen Haube verborgen. An den Augenwinkeln hatte sie Fältchen, und ihre gerunzelte Stirn war von einer tiefen Furche durchzogen. Weder senkte sie den Blick wie eine Puritanerin, noch kokettierte sie wie eine Hofdame. James sah sich voller Beklommenheit dem direkten, wenig freundlichen Blick Alys Stoneys ausgesetzt.

»Ihr«, sagte sie ohne Überraschung. »Nach all der Zeit.«

»Ich«, pflichtete er ihr bei und verbeugte sich tief.

»Nach einundzwanzig Jahren.«

»Es ist kein guter Zeitpunkt«, erklärte sie schroff.

»Früher konnte ich nicht kommen. Darf ich mit Euch reden?«

Zur Antwort neigte sie kaum merklich den Kopf. »Ich gehe einmal davon aus, dass Ihr hereinkommen wollt«, sagte sie und trat in das angrenzende Zimmer, wobei sie ihm bedeutete, ebenfalls über die erhöhte Schwelle zu steigen. Ein kleines Fenster gewährte Aussicht auf das ferne Flussufer, versperrt durch Masten, fest gereifte Segel und den lauten Kai vor dem Haus, wo die Hafenarbeiter immer noch den Wagen beluden und Fässer ins Lagerhaus rollten. Sie zog einen Vorhang vor, sodass für die auf dem Kai arbeitenden Männer nicht zu sehen war, wie sie ihm einen einfachen Holzstuhl anbot. Er setzte sich, während sie, eine Hand auf dem Kaminsims, stehen blieb und in die leere Feuerstelle starrte.

»Ich habe Geld geschickt, jedes Jahr«, sagte er verlegen.

»Ich weiß«, sagte sie. »Ihr habt einen Louisdor geschickt. Ich habe ihn jedes Mal an mich genommen.«

»Sie hat nie auf meine Briefe geantwortet.«

»Sie hat sie nie zu Gesicht bekommen.«

Er keuchte auf, als habe sie ihm einen Schlag in die Magengrube versetzt. »Meine Briefe waren an sie adressiert.«

Sie zuckte mit den Schultern, als sei es ihr einerlei.

»Bei aller Ehre, Ihr hättet ihr die Briefe geben müssen. Sie waren privater Natur.«

Sie wirkte vollkommen ungerührt.

»Gemäß den Gesetzen dieses Landes gehören sie ihr, oder sie hätten mir zurückgegeben werden sollen«,

protestierte er.

Sie warf ihm einen flüchtigen Blick zu. »Ich bezweifle, dass einer von uns beiden viel mit dem Gesetz zu schaffen hat.«

»Tatsächlich bin ich in meiner Grafschaft Friedensrichter«, erklärte er steif. »Und Abgeordneter im House of Commons. Ich achte und wahre das Gesetz.«

Als sie den Kopf neigte, gewahrte er das sarkastische Funkeln in ihren Augen. »Verzeiht mir, Euer Ehren! Aber ich kann sie nicht zurückgeben, weil ich sie verbrannt habe.«

»Ihr habt sie gelesen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Sobald ich das Gold unter dem Siegel hervorgeholt hatte, war mein Interesse an ihnen erloschen«, sagte sie. »Oder an Euch.«

Ihn überkam eine Atemnot, als sei er gerade dabei, unter schweren Wassermassen zu ertrinken. Er durfte nicht vergessen, dass er ein Gentleman war. Alys war ein Bauernmädchen gewesen und gab sich nun als Hausherrin eines ärmlichen Lagerhauses aus. Er durfte nicht vergessen, dass er ein Kind gezeugt hatte, das hier lebte, an diesem unerfreulichen Ort der Arbeit, und dass er Rechte besaß. Er durfte nicht vergessen, dass sie eine Diebin war und man ihrer Mutter Schlimmeres vorgeworfen hatte, wohingegen er ein adeliger Gentleman mit seit Generationen vererbten Ländereien war. Er ließ sich weit hinab, indem er ihnen diesen Besuch abstattete,

bereit zu einem außergewöhnlichen Akt der Güte, um dieser armen Familie unter die Arme zu greifen.

»Ich hätte alles Mögliche schreiben können«, sagte er scharf. »Ihr hattet kein Recht ...«

»Ihr hättet alles Mögliche schreiben können«, räumte sie ein. »Und trotzdem hätte es mich nicht interessiert.«

»Aber sie ...«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, was sie von Euch hält«, sagte sie. »Auch das interessiert mich nicht.«

»Sie muss doch von mir gesprochen haben!«

Das Gesicht, das sie ihm zuwandte, war ausdruckslos. »Ach, muss sie das?«

Die Vorstellung, dass Alinor in all den Jahren nie von ihm gesprochen hatte, traf ihn wie ein Hieb gegen die Brust. Wenn sie vor einundzwanzig Jahren in seinen Armen gestorben wäre, hätte sie ihn nicht stärker im Geiste verfolgen können. Er hatte jeden Tag an sie gedacht, hatte sie jeden Abend in seine Gebete eingeschlossen, hatte von ihr geträumt, hatte sich nach ihr gesehnt. Es war unmöglich, dass sie nicht an ihn gedacht hatte.

»Wenn Ihr nicht das leiseste Interesse an mir hegt, dann wollt Ihr bestimmt auch nicht wissen, warum ich jetzt hier bin!«, sagte er herausfordernd.

Sie biss nicht an. »Ja«, bestätigte sie. »Ihr habt recht. Nicht im Geringsten.«

Er stand auf, ging an ihr vorbei zum Fenster und schob den Vorhang einen Spalt beiseite, um hinauszusehen. Er versuchte, seinen Zorn im Zaum zu halten und gleichzeitig das Gefühl niederzukämpfen, dass die Härte, mit der sie ihm begegnete, so unerbittlich wie die hereinkommende Flut war. Er vernahm das Schleifen der Bootsfender, als das Wasser den Lastkahn von der Rampe hob, und das Klackern der Schoten an den hölzernen Masten. Geräusche dieser Art waren für ihn immer das Echo des Exils gewesen, die Musik seines Lebens als Spion, als Fremder in seinem eigenen Land. Diese erneute Ahnung von Einsamkeit und Gefahr war ihm unerträglich.

Er drehte sich wieder zum Zimmer zurück. »Um es kurz zu machen, ich bin hergekommen, um mit Eurer Mutter zu sprechen, nicht mit Euch. Und ich möchte das Kind sehen: *mein Kind*.«

Sie schüttelte den Kopf. »Sie kann Euch nicht empfangen, und das Kind wird es auch nicht tun.«

»Ihr könnt nicht für die beiden sprechen. Sie ist Eure Mutter, und das Kind - *mein Kind* - ist mittlerweile mündig.«

Sie erwiderte nichts, sondern wandte lediglich den Kopf ab und blickte wieder nach unten in die leere Feuerstelle. Zwar konnte er seinen Zorn nur mühsam zurückhalten, musste sich jedoch eingestehen, dass sie zu einer starken, markanten Schönheit herangereift war. Sie sah wie eine

Frau von Autorität aus, der es gleichgültig war, wie sie auf andere wirkte, aber ganz und gar nicht, was sie tat.

»Das Kind ist jetzt einundzwanzig Jahre alt, und er kann selbst entscheiden«, erklärte er beharrlich.

Abermals sagte sie nichts.

»Es ist doch ein Junge?«, fuhr er zögerlich fort. »Ist es ein Junge? Ich habe einen Sohn?«

»Mit einundzwanzig Goldstücken in Jahresraten lässt sich kein Sohn kaufen«, sagte sie. »Ebenso wenig lässt sich damit ein Moment ihrer Zeit erkaufen. Ihr seid jetzt vermutlich ein wohlhabender Mann. Ihr habt Euer Herrenhaus und die Ländereien wiedererlangt, Euer König ist erneut auf dem Thron, und Ihr seid bekannt als einer derjenigen, die ihn zurück nach England gebracht haben. Und Ihr seid belohnt worden. Er hat an Euch gedacht, auch wenn er so viele andere vergisst, nicht wahr? Es ist Euch gelungen, Euch ganz nach vorn zu kämpfen, als er seine Gunst verteilte. Ihr habt dafür gesorgt, dass man Euch nicht übersehen hat, nicht wahr?«

Er neigte den Kopf. Seine Miene sollte nicht die Bitterkeit darüber verraten, dass die Gefahr, in die er sich über Jahre begeben hatte, nichts anderes bewirkt hatte, als einen närrischen Lustmolch auf den Thron zu befördern.

»Ich bin wieder im vollen Besitz der Ländereien und des Vermögens meiner Familie«, bestätigte er leise. »Ich habe mich nie dazu herabgelassen, mich einzuschmeicheln. Was Ihr andeutet, ist ... unter meiner Würde. Ich habe erhalten,

was mir zusteht. Meine Familie war durch unsere Königstreue in den Ruin getrieben worden. Man hat es uns vergolten. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Dann sind einundzwanzig Goldstücke für Euch nicht der Rede wert«, triumphierte sie. »Es wird Euch kaum aufgefallen sein. Aber wenn Ihr darauf besteht, kann ich sie Euch zurückzahlen. Soll ich das Geld Eurem Gutsverwalter in Eurem Herrenhaus in Yorkshire schicken? Ich habe es im Moment nicht in bar. So eine Summe haben wir nicht im Haus, so eine Summe verdienen wir nicht in einem Monat. Aber ich werde mir etwas borgen und Euch im Laufe der Woche entschädigen.«

»Ich will Eure Münzen nicht. Ich will ...«

Erneut brachte ihn ihr kalter Blick zum Schweigen.

»Mrs Stoney.« Behutsam benutzte er ihren Ehenamen, und sie widersprach ihm nicht. »Mrs Stoney, ich habe meine Ländereien, aber ich habe keinen Sohn. Mein Titel wird mit mir sterben. Ich bringe diesem Jungen - Ihr zwingt mich dazu, ganz offen mit Euch zu sprechen, nicht mit seiner Mutter und nicht mit meinem Sohn, wie es mir lieber wäre - ich bringe ihm ein Wunder, ich werde einen Gentleman aus ihm machen, ich bringe ihm Reichtümer, er wird mein Erbe sein. Und ihre Wiederherstellung wird es auch sein. Ich sagte einst, sie werde die Lady eines großen Hauses sein. Das wiederhole ich jetzt. Ich bestehe darauf, es vor ihr persönlich zu wiederholen, damit ich mir sicher sein kann, dass sie es erfährt, damit sie genau Bescheid

weiß über das großartige Angebot, das ich ihr unterbreite. Und ich bestehe darauf, es vor ihm zu wiederholen, damit er die Möglichkeit kennt, die sich ihm eröffnet. Ich bin bereit, ihr meinen Namen und meinen Titel zu geben. Er wird einen Vater und Familienbesitz haben. Ich werde ihn anerkennen ...« Die gewaltigen Ausmaße des Angebots verschlugen ihm den Atem. »Ich werde ihm meinen Namen geben, meinen ehrenwerten Namen. Ich biete ihr meine Hand.«

Am Ende seine Rede ging sein Atem keuchend, doch es kam keine Antwort, nur wieder tiefes Schweigen. Er währte sie völlig verblüfft über den Reichtum und das glückliche Los, von denen die Familie wie ein Donnerschlag ereilt worden war. Er glaubte, es habe ihr die Sprache verschlagen.

Doch dann ergriff Alys Stoney das Wort. »Oh, nein, sie wird nicht mit Euch sprechen«, antwortete sie ihm beiläufig, als weise sie einen Hausierer an der Tür ab. »Und in diesem Haus gibt es kein Kind, das Euren Namen trägt. Auch keines, das auch nur von Euch gehört hat.«

»Es gibt einen Jungen. Ich weiß, dass es einen Jungen gibt. Lügt mich nicht an. Ich weiß ...«

»Mein Sohn«, sagte sie ruhig. »Nicht Eurer.«

»Ich habe eine Tochter?«

Das brachte alles durcheinander. Vor seinem geistigen Auge hatte er so lang seinen Jungen gesehen, der auf dem Kai heranwuchs, ein Junge, der in der rauen Atmosphäre

der Straßen groß wurde, doch der – da war er sich sicher – eine gewisse Bildung genossen hatte, der sorgfältig erzogen worden war. Die Frau, die er geliebt hatte, konnte keinen Jungen haben, ohne einen Mann aus ihm zu machen. Er hatte ihren Jungen, Rob, gekannt: Sie konnte gar nicht anders, als einen braven jungen Mann heranzuziehen und in ihm Neugier und Hoffnung und die Fähigkeit zur Freude zu wecken. Doch wie dem auch sei – seine Gedanken überschlugen sich –, eine Tochter konnte seine Ländereien ebenso gut erben, er konnte sie adoptieren und ihr seinen Namen geben, er konnte sie gut verheiraten, und dann würde er einen Enkelsohn auf Northside Manor haben. Er konnte ihren Sohn zum Erben seines Landes bestimmen und darauf bestehen, dass die neue Familie seinen Namen trug. In der nächsten Generation würde es einen Jungen geben, der den Namen Avery am Leben erhielt. Er würde nicht der Letzte sein, er würde Nachkommen haben.

»Meine Tochter«, verbesserte sie ihn abermals. »Nicht Eure.«

Sie hatte ihn verblüfft. Flehend sah er sie an, so blass, dass sie glaubte, er werde möglicherweise in Ohnmacht fallen. Doch sie bot ihm noch nicht einmal einen Tropfen Wasser an, obwohl seine Lippen grau waren und er eine Hand an den Hals hob und den Kragen lockerte. »Wollt Ihr nach draußen gehen und frische Luft schnappen?«, fragte sie ihn gleichgültig. »Oder einfach gehen?«

»Ihr habt mein Kind als Eures ausgegeben?«, flüsterte er.

Sie neigte den Kopf, antwortete jedoch nicht.

»Ihr habt mein Kind an Euch genommen? Gestohlen?«

Beinahe lächelte sie. »Wohl kaum. Ich wart nicht da, um bestohlen werden zu können. Ihr wart weit weg. Ich glaube nicht, dass wir auch nur den Staub hinter Eurer prächtigen Kutsche zu Gesicht bekommen haben.«

»War es ein Junge? Oder ein Mädchen?«

»Sowohl das Mädchen als auch der Junge sind von mir.«

»Aber wer von beiden war von mir?« Er litt Qualen.

Sie zuckte mit den Schultern. »Jetzt keiner von beiden.«

»Alys, um Himmels willen! Ihr werdet mir doch wohl mein Kind zurückgeben. Für seinen großen Besitz? Damit es mein Vermögen erben kann?«

»Nein«, antwortete sie.

»Was?«

»Nein, danke«, sagte sie unverfroren.

Im Zimmer herrschte lange Zeit Schweigen, während von draußen die Rufe der Männer hereindrangen, als der letzte Getreidesack vom Lastkahn hochgewuchtet wurde und sie begannen, den Kahn mit Gütern für die Rückfahrt zu beladen. Sie hörten, wie Fässer mit französischem Wein und Zucker den Hafendamm entlanggerollt wurden. Immer noch sagte er nichts, doch seine Hand zupfte an dem Spitzenkragen an seiner Kehle. Immer noch sagte sie

nichts, sondern hielt den Kopf von ihm abgewandt, als hege sie keinerlei Interesse an seinem Schmerz.

Überrascht fuhr ihr Kopf herum, als auf dem Kopfsteinpflaster vor dem Fenster das laute Geklapper von Rädern ertönte.

»Ist das eine Kutsche? Hier?«, fragte er.

Sie sagte nichts, sondern stand lauschend, ausdruckslos da, während eine Kutsche geräuschvoll den kopfsteingepflasterten Kai hoch zum Lagerhaus fuhr und auf der Straße vor der Eingangstür hielt.

»Die Kutsche eines Gentlemans?«, fragte er ungläubig.  
»Hier?«

Sie vernahmen Hufgetrappel, als die Pferde zum Stehen gebracht wurden, dann sprang der Lakai hinten ab, öffnete die Kutschentür, kam zur Eingangstür des Lagerhauses und hämmerte dagegen.

Rasch ging Alys an James vorbei, durchquerte das Zimmer und schob den Vorhang ein Stück beiseite, um nach draußen auf den Kai spähen zu können. Sie erblickte nur die offene Tür der Kutsche, einen sich bauschenden dunklen Seidenrock, einen winzigen Seidenschuh, an dessen Spitze eine schwarze Rose geheftet war. Dann hörten sie das Dienstmädchen, das den Flur entlangstampfte, die schäbige Eingangstür öffnete und angesichts des überaus vornehmen Lakaien von der Kutsche zurückschreckte.

»Die Nobildonna«, verkündete er, und Alys beobachtete, wie der Saum des Kleids die Kutschenstufen herunterfegte, über die Kopfsteine, hinein in die Diele. Hinter dem reichen Kleid folgte ein schlichter Saum einer Bediensteten, und Alys drehte sich zu James um.

»Ihr müsst gehen«, sagte sie hastig. »Ich habe nicht damit gerechnet ... Ihr werdet ...«

»Ich gehe nicht ohne eine Antwort.«

»Ihr müsst!« Sie ging auf ihn zu, als wolle sie ihn mit Gewalt durch die schmale Tür schieben, doch es war zu spät. Das verblüffte Hausmädchen hatte bereits die Tür der Stube aufgerissen, es ertönte ein Rascheln von Seide, und die verschleierte Fremde betrat das Zimmer. Sie hielt auf der Schwelle inne und musterte den wohlhabenden Gentleman mit raschem Blick. Sie durchquerte das Zimmer, nahm Alys in die Arme und küsste sie auf beide Wangen.

»Ihr erlaubt? Ihr verzeiht mir? Aber ich konnte an keinen anderen Ort!«, sprudelten die Worte mit italienischem Akzent aus ihr hervor.

James sah mit an, wie die bis eben noch so eiskalte Alys heftig errötete, ihr Farbe in Hals und Wangen stieg, und er bemerkte, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten, als sie sagte: »Natürlich musstet Ihr kommen! Ich dachte nicht ...«

»Und das hier ist mein Kind«, erklärte die Dame ohne Umschweife mit einem Wink nach hinten zu dem Dienstmädchen, das einen schlafenden, in feinste

venezianische Seide gekleideten Säugling trug. »Das ist sein Sohn. Das ist Euer Neffe. Wir haben ihn Matteo genannt.«

Alys stieß einen leisen Schrei aus und streckte die Arme nach dem Säugling aus, blickte hinab auf das makellose Gesicht, während ihr Tränen in die Augen stiegen.

»Euer Neffe?« James trat vor, um sich das kleine, von Spitzenborte umrahmte Gesichtchen anzusehen. »Dann ist das Robs Junge?«

Ein zornentbrannter Blick aus Alys' Augen hinderte die Dame nicht daran, einen schwungvollen Knicks vor ihm zu machen und ihren dunklen Schleier zurückzuwerfen, sodass ein ausdrucksstarkes, schönes Gesicht zum Vorschein kam, die Lippen mit Rouge gerötet, mit einem dunklen, halbmondförmigen Muttermal neben dem Mund.

»Es ist mir eine Ehre, Lady ...?«

Alys gab den Namen der Dame nicht preis, ebenso wenig nannte sie seinen. Verlegen und wütend stand sie da und sah beide an, als könnte sie ihnen die höfliche Geste einer Vorstellung verweigern und dafür sorgen, dass sie sich niemals kennenlernten.

»Ich bin Sir James Avery von Northside Manor, Northallerton in Yorkshire.« James neigte sich über die Hand der Dame.

»Nobildonna da Ricci«, erwiderte sie. Und dann wandte sie sich an Alys. »So sagt man doch? Da Ricci? Habe ich recht?«

»Ich glaube wohl«, sagte Alys. »Aber Ihr müsst sehr müde sein.« Sie blickte aus dem Fenster. »Die Kutsche?«

»Ach, die ist gemietet. Sie werden meine Schrankkoffer abladen, wenn Ihr sie bezahlen würdet?«

Alys sah entsetzt aus. »Ich weiß nicht, ob ich genug ...«

»Ihr gestattet«, unterbrach James sie gewandt. »Als Freund der Familie.«

»Ich werde sie bezahlen!«, sagte Alys beharrlich. »Ich bekomme das Geld schon zusammen.« Sie riss die Tür auf und rief dem Dienstmädchen einen Befehl zu. Dann wandte sie sich zu der Witwe um, die dieses Gespräch Wort für Wort mitverfolgt hatte. »Ihr werdet Euch ausruhen wollen. Folgt mir nach oben, und ich werde Tee holen.«

»*Allora!* Bei den Engländern gibt es immer Tee!«, rief sie und warf die Hände in die Luft. »Aber ich bin nicht müde und ich will keinen Tee. Und ich fürchte, ich habe Euch gestört. Seid Ihr geschäftlich hier, Sir James? Bitte bleibt! Bitte fahrt fort!«

»Ihr stört nicht, und er wollte gerade gehen«, widersprach Alys mit Nachdruck.

»Ich werde morgen zurückkehren, nachdem Ihr etwas Bedenkzeit hattet«, warf James rasch ein. Er wandte sich an die Dame: »Ist Robert bei Euch, Lady da Ricci? Ich würde ihn gern wiedersehen. Er war mein Schüler und ...«

Der entsetzte Ausdruck auf beiden Gesichtern besagte ihm, dass er sich einen schrecklichen Fauxpas geleistet hatte. Alys schüttelte den Kopf, als wünschte sie, sie hätte

die Worte nicht gehört, und etwas in ihrem Gesicht verriet James, dass die prunkvolle Trauerkleidung der italienischen Dame Rob galt, dem kleinen Rob Reekie, vor einundzwanzig Jahren ein brillanter zwölfjähriger Junge, der nun tot war.

Der Mund der Witwe zitterte. Sie ließ sich auf einen Stuhl fallen und bedeckte das Gesicht mit ihren schwarz behandschuhten Händen.

»Es tut mir so leid, so leid.« Er verbeugte sich vor der Dame. Dann wandte er sich an Alys. »Mein Beileid angesichts Eures Verlusts. Ich hatte ja keine Ahnung. Wenn Ihr es mir gesagt hättet, wäre ich nicht so plump gewesen. Es tut mir so leid, Alys, Mrs Stoney.«

Sie hielt den Säugling, den vaterlosen Jungen, in den Armen. »Warum sollte ich Euch irgendetwas sagen?«, wollte sie grimmig wissen. »Geht einfach! Und kommt nicht wieder!«

Doch die Dame streckte ihm, das Gesicht noch verborgen, blind die Hand entgegen, wie auf der Suche nach Trost. Er kam nicht umhin, die warme Hand in dem eng anliegenden schwarzen Spitzenhandschuh zu ergreifen.

»Aber er hat von Euch gesprochen!«, flüsterte sie. »Jetzt entsinne ich mich. Ich weiß, wer Ihr seid. Ihr seid sein Tutor gewesen, und er hat erzählt, Ihr habt ihm Latein beigebracht und wärt sehr geduldig mit ihm gewesen, als